

Ulrike Wolitz (Hg.)

**»Ich habe
den Himmel
gegessen«**

Silja Walter-
Lesebuch

Paulus



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

© Paulusverlag, Einsiedeln/Schweiz 2018

Alle Rechte vorbehalten

www.paulusverlag.ch

Umschlaggestaltung: © Verlag Herder GmbH, Freiburg

Covermotiv: Silja Walter, Die Stadt vom Himmel

Satz: post scriptum, Vogtsburg-Burkheim

Herstellung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7228-0911-3

Ein Wort zuvor

»Zu spät«, stellt Martin Werlen in seinem Buch »Provokationen für die Kirche« fest. *Zu spät?*, so könnte man fragen, wenn man Texte einer christlichen Dichterin zu einem Lesebuch sammelt, die in einem Zeitraum von etwa sieben Jahrzehnten entstanden sind, während die Welt sich in riesigen Schritten weiterdrehte und auch die Kirche große Veränderungen und Umbrüche innerlich und äußerlich erlebte – *Zu spät?*, selbst wenn die Dichterin als namhafte theopoetische Stimme in der Schweiz galt?

Nein. Vielleicht ist es hierfür nicht zu spät. Vielleicht können Dichter **durch die Gitter der Geschichte** hindurchschauen. Vielleicht kann ihr Seismograph Erfahrungen ins Wort holen, die über ihre Zeit hinaus gültig und ansteckend sein können und etwas von dem ahnen lassen, was **zuunterst im silbernen Wassergrund** geschieht. Vielleicht kann ihr Charisma, das Nichtsagbare in Bildern und Geschichten zu sagen, ohne es zu zerreden, da und dort ein **Türauf und Hereinkommen** auslösen. Vielleicht berührt es die innerste Authentizität des Dichters, **den Himmel gegessen** zu haben, wenn er die Wahrheit berührte, oder umgekehrt, sie ihn.

Silja Walter (1919–2011) war leidenschaftlich wie ein glühender Vulkan dichtende Gottsucherin und gottsuchende Dichterin. In einer Sternstunde der Lyrik erfuhr sie im Gedicht *Auf der Bootsbrücke* ein mystisches Ausfahren **aus singenden Ufern hinaus**, das zu einem

ekstatischen Tanz mit brennenden Sohlen führte: *Tanz wird Taumel und Taumel Gedicht*. Leblang fuhr die Benediktinerin aus den durch die klösterliche Klausur zwar begrenzten und doch singenden Ufern aus, wissend, für das Dahinter gemacht zu sein, **hinter dem Ganzen dahinter**. Unermüdlich suchte sie danach, durch die Rinde des Vordergründigen durchzubrechen. Mit ihrem Klostereintritt wurde der Tanz des Ausfahrens zum Tanz des Gehorsams, auch in der Poesie. Sie beschreibt darin, wie **die Nonne läuft** auf der dreifarbigem Matte von Arbeit, Gebet und geistlicher Lesung, und spürt in diesem Dreiklang eine uralte Gangart ein, die Gott kommen sieht. Sie erfährt sich im Türspalt stehen zwischen der Nacht und dem Licht. Sie setzt einen Kontrapunkt gegen den sich immer mehr verbreitenden resignierenden Slogan »fertig und Schluß« in Bildern wie diesem: *Mein Weg endet nicht an meiner Schachtelwand*.

Wenn der Weg der Dichterin nicht an ihrer Schachtelwand endet, dann darf man auch ihrer Dichtung zutrauen, daß sie nicht an der Schachtelwand endet, daß sie nicht gestrig, sondern zukunfts offen ist, daß sie Menschen auf ihrer Gottsuche weiter inspirieren und ins Boot holen kann, wenn sie ausfährt, aus den singenden Ufern hinaus.

Ulrike Wolitz

1

aus singenden Ufern hinaus

Auf der Bootsbrücke

Ich fuhr aus den singenden Ufern hinaus,
Die reglose Mitte zu finden,
Ich trag in den Knöcheln den Tanz nach Haus,
Und kann die Sandalen nicht binden.

Auch Mitte ist schwingende Diele wie sie,
Die Ufer und Borde und Ränder,
Der Tanz steigt im Gehen mir in die Knie,
Und wirft mir die Hand vom Geländer,
Und packt meinen Nacken, und all meine Ruh
Im Herzen versinkt zwischen Bohlen,
Ich werf meine roten Sandalen dazu,
Ich tanze mit brennenden Sohlen!

Ich tanze, verschüttet von Fläche und Licht,
Vom Boot über Brücken und Planken,
Und Tanz wird Taumel und Taumel Gedicht –
Und die roten Sandalen versanken.

September

Der Nachmittag kennt keine Sehnsucht mehr,
Nur jenen Duft spät weggefahrner Sommerdinge,
Ein wenig überlauten Vogeljubel noch und schwer
Bedrückte, halbverwehte Sonnenringe,
Die meinen Schatten nicht mehr tragen wollen.
Was soll's nur sein, noch halbes, scheues Freun? Schon Leid?
O zwinge doch, nur einmal noch, die übervollen
Versengend hellen Wellen über Weid
Und Wald und all die ungeklärten Tage!
Mein Lied ist noch nicht aus. Nein, schimmerfroh und heiß
Läuft es mit mir durchs Feld, soweit ich's mit mir trage –
Mein Sommerlied, das nichts vom Herbst weiß.

Tänzerin

Der Tanz ist aus. Mein Herz ist süß wie Nüsse,
Und was ich denke, blüht mir aus der Haut.
Wenn ich jetzt sacht mir in die Knöchel bisse,
Sie röchen süßer als der Sud Melisse,
Der rot und klingend in der Kachel braut.

Sprich nicht von Tanz und nicht von Mond und Baum
Und ja nicht von der Seele, sprich jetzt nicht.
Mein Kleid hat einen riesenbreiten Saum,
Damit bedeck' ich Füße und Gesicht
Und alles, was in diesem Abend kauert,
Aus jedem Flur herankriecht und mich mißt
Mit grauem Blick, sich duckt und mich belauert,
Mich gellend anfällt und mein Antlitz küßt.

Sprich nicht von Tanz und nicht von Stern und Traum
Und ja nicht von der Seele, laß uns schweigen.
Mein Kleid hat einen riesenbreiten Saum,
Drin ruht verwahrt der Dinge Sinn und Reigen.

Ich wollte Schnee sein, mitten im August,
Und langsam von den Rändern her vergehn,
Langsam mich selbst vergessend, ich hätt' Lust,
Dabei mir selber singend zuzusehn.

Krank

Ernsthaft beseh ich die Form meiner Hände,
Tage lang spielen sie eckig und schmal
Auf dem gemaserten Holz meiner Wände
Sinnlose Spiele. Das Fenster blinkt fahl.

Ein einziger Vogel flattert vorbei.
Lang hör ich den Schlag seiner Flügel,
Und dann einen fern verklingenden Schrei –
Blühen wohl draußen die Hügel?

Gott und ich zusammen

Als ich im Sanatorium lag und es sich herausstellte, daß es damit noch Monate, wenn nicht Jahre dauern konnte, war ich ganz zufrieden. Ich hatte viel zu denken, zu überlegen, um klar zu werden über alles, was mit mir war und was mich mit dieser Krankheit, dieser abrupten Veränderung in meinem Leben überfallen hatte.

Was ich am meisten und unablässig, ohne Ruhe bedenken mußte, war aber das, wer und was denn wohl Gott sei. Ich wollte wissen, ob wirklich an Ihm alles hänge, was Er zu tun habe im Ganzen und was bei mir und bei alledem, was mich betroffen hatte. Das schien mir das schwerste zu sein, was ich zu bedenken hatte: Gott und ich zusammen.

Bald glaubte ich, herausgebracht zu haben, daß Er zu meinem Kummer und aus einem ständigen Aufmerken auf alle seine Gebote so viel Schweres über mich verhängt habe, wohl nur dazu, hatte ich mir gesagt, damit ich Ihn fürchten lerne.

Da begann ich mich zu fürchten vor Gott. Und diese Furcht wuchs, je mehr ich Ihn und mich bedachte. Ja, hätte man meine Furcht vor Ihm auf menschliche Weise sehen können, so wäre es solch ein Bild gewesen, daß eine kleine, graue, zerlumpte Seele auf dem Boden gekauert wäre vor dem Gewaltigen, die zitternd in der Finsternis alles herlegte vor dessen unsichtbare Füße, was alles ihr lieb war, das und das, alles, noch ein Ding und immer noch etwas und täglich so weiter. So sehr fürchtete ich

mich vor Gott, daß ich glaubte, alles herlegen zu müssen, als einen Kaufpreis und ein Lösegeld, das Er von mir forderte, ehe Er die Krankheit von mir wegnehmen werde. Auch hoffte ich, es könnte dann auf irgendeine Weise dazu kommen, daß ich mehr über Ihn wüßte und mich nicht mehr solcher Art zu fürchten brauchte vor ihm, als wäre Er nur zu meinem Verhängnis da. Vor allem andern aber verlangte ich, mir damit Sein Wohlgefallen an mir zurückkaufen zu können.

Daß ich das verloren hatte, ehe ich krank geworden war, das wußte ich wohl.

Jedermann weiß, ohne darüber nachdenken zu müssen, was Großes ein menschliches Herz ist. Kaum jemanden gibt es auf der Welt, der sein eigenes Herz nicht über alles liebte. Und tut einer das Größte, was er tun kann, so besteht es doch darin, daß er sein Herz nicht mehr für sich allein behält, das Liebste und Kostbarste, was er hat, nicht mehr zu seiner eigenen Freude besitzen will, sondern es frei und gänzlich hingibt, ohne sich dafür bezahlen zu lassen.

Nie wird mir auf Erden etwas Großes größer vorkommen als dieses.

In unseren Kirchen stehen Opferstöcke, nahe beim Portal. Oft hängt ein bedrucktes Kartonstück daran oder ein Metallschildchen, auf dem zu lesen ist, für wen oder für welchen Zweck das hineingelegte Geld der Gläubigen verwendet wird. Nun war mein Herz solch eine Münze geworden, die ich herlegen mußte auf den Opferteller des

ewigen Gottes, und ich sollte es hinunterlassen in den Opferstock, an dem keine Anschrift stand, zu welchem Zweck!

So sollte also mein Herz, und das ist doch ich selbst, zu gar keinem andern Zweck auf Erden sein als dazu, in der finsternen Öffnung des Opferstockes Gottes zu verschwinden, ohne zu wissen wozu, kurz zu gar keinem Zweck?

Nach meiner Heimkehr aus der Heilstätte stieß wer – wer anders? – eine Türe in mir auf. Am Schwarzsee, zu Füßen des Matterhorns, geschah das.

Man hatte mich in die Laienspiel-Arbeit in der Schweizerischen katholischen Mädchenjugend-Bewegung geholt. Nach zwei Jahren kam mir vor, ich müsse irgendwo anders hin, müsse irgend etwas zu tun haben, das mich nach innen hineinführt, -steuert oder -trägt oder -treibt.

Im zweiten Sommer standen wir – wir Frauen vom Team – am Ufer des von den Bergen verdunkelten Sees, morgens um fünf Uhr am Ort des, wie es am Hotel hieß, »berühmtesten Sonnenaufgangs Europas«. Standen da – auch meine Mutter war dabei –, in der Frühlkälte in Wolldecken gewickelt, und erwarteten die Sonnenkugel auf dem Eis-Grat, über den herauf sie kommen mußte.

Ich hatte bei mir gedacht: Wenn sie oben steht, rund und strahlend und ganz, muß Jesus mir sagen, wohin ich gehen soll. Weg von meiner Laienspiel-Arbeit, irgendwohin, wo es kein Theater gibt. Auf einmal überkam mich eine große Ruhe. Ich stand, stand nur noch da. Nichts

weiter. Wie lange, weiß ich nicht. Die Sonne kam, aber meine Frage blieb unbeantwortet.

Wir gingen ins Hotel zurück. Meine Mutter fragte mich im Hingehen: »Du standest da wie Lots Weib.«

Sie meinte: wie zur Salzsäule erstarrt. »Was war denn mit dir?« Ich wußte es nicht, wunderte mich nur, daß Mama sich auf einmal so unerwartet biblisch ausdrückte.

Die Antwort auf mein »Wohin jetzt?« kam kurz darauf in der Messe.

Da wußte ich, wohin ich zu gehen und was ich zu tun hatte. Auf welche Weise ich das erfuhr, erzähle ich später, oder vielleicht gar nicht, je nachdem. Aber daß ich seither weiß, es gibt ein Innerstes im Menschen, wo Gott ist und wirkt, damit verrate ich kein Geheimnis, das sagt das Evangelium und gehört somit in die Verkündigung der Kirche.

Der Seidelbast

Im Walde wiegt der Seidelbast
Sich leise her und hin.
Seitdem du mich vergessen hast,
Vergeß ich, daß ich bin.

Ich weiß nicht, was mir hängt im Haar,
Ob Schleh, ob gelber Schuh.
Ich singe scheu und sonderbar,
Und hör mir selber zu.

Seitdem du mich vergessen hast,
Träum ich so tief und schwer.
Im Walde wiegt der Seidelbast
Sich leise hin und her.